Unverkäufliche Leseprobe

Nicht zum Weiterverkauf bestimmt

Jocely Kamper

BUCH

Lüneburg, 1813

Eigentlich soll die Lüneburger Bürgerstochter Theresia hingerichtet werden, weil sie an einer Revolte gegen die französischen Besatzer teilgenommen hat. Doch als sie dem Offizier Nicholas de Lohnois gegenübersteht, der das Urteil vollstrecken soll, verlieben sich beide unsterblich ineinander und er verhilft ihr zur Flucht.

Doch wird ihre Liebe Bestand haben? Denn Nicholas ist der Ziehsohn des Mannes, den Theresia wenig später heiraten soll…

ÜBER DIE AUTORIN

Jocelyn Garber wurde 1988 in Leverkusen geboren und ist nahe Bergisch Gladbach im Bergischen Land aufgewachsen. Sie studierte Humanbiologie und Germanistik mit dem Schwerpunkt der Neueren deutschen Literaturwissenschaft an der Bergischen Universität in Wuppertal, ehe sie sich für die Ausübung des Lehramtes an Grundschulen entschied.

Die Geschichte ihrer Heimat, besonders während der Revolutionskriege und der Franzosenzeit, ist ihr ein Herzensthema, mit dem sie sich seit Jahren schriftstellerisch auseinandersetzt.

Nach dem Erfolg Ihres Debütromans „Als das Schneeglöckchen fliegen lernte“, ist der vorliegende Roman der Auftakt einer Reihe romantischer Liebesgeschichten während der napoleonischen Kriege. Sie ist verheiratet und lebt mit ihrer Familie nahe Köln.

Besuchen Sie auch die Homepage der Autorin:
www.jocelyn-garber.de

Jocelyn Garber

Jocelyn Garber

Wie der Sturm der Ewigkeit

Historischer Roman

Jocelyn Garber

Jocelyn Garber

Impressum

© 2021 Jocelyn Garber

Umschlaggestaltung: Florin Sayer-Gabor www.100covers4you.de
Herstellung und Verlag: Neopubli GmbH - Berlin

Nach der verheerenden Niederlage Kaiser Napoleons im Russlandfeldzug 1812 breitete sich in Norddeutschland eine antifranzösisch geprägte Stimmung aus, die durch die vorrückenden Preußen und Russen gezielt gefördert wurde. Ziel war es, einen Volksaufstand gegen Frankreich auszulösen, der die französischen Truppen in der Region binden und Zeit für einen gemeinsamen Vorstoß gewinnen sollte.

Nach der Besetzung Hamburgs im März 1813 weiteten sich die Tumulte aus und die französischen Beamten verließen fluchtartig Lüneburg, während die Bürger eilends Freiwilligentruppen aushoben. Doch ein erster Aufstand der Lüneburger Bürger unterstützt von einem aus Kosaken bestehenden russischen Streifkorps wurde am 1. April von General Morand und seiner Division aus Franzosen und Sachsen blutig niedergeschlagen. Zwanzig Bürger kamen bei den Kämpfen ums Leben, zwei weitere, die unter Waffen angetroffen wurden, erschoss man standrechtlich. Eilig ließ General Morand dreißig angesehene Lüneburger Bürger verhaften, um sie vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen.

Mit dem Eintreffen weiterer alliierter Truppen unter dem Kommando der Generäle von Dörnberg und von Borcke am 2. April 1813 begann das Gefecht um Lüneburg, wobei die Franzosen unter General Morand zahlenmäßig weit unterlegen waren…

Jocelyn Gardner

Jocelyn Garber

TEIL 1

Jocelyn Garber

Jocelyn Garber

KAPITEL EINS

Gnädig wie ein Erschießungspeloton

Lüneburg, Département des Bouces de lÈlbe, 2. April 1813

Die Welt ging unter. Monoton hallte das Läuten der Sturmglocke der Nicolaikirche durch die Stadt und fand ihr Echo in den Rufen ihrer Kameraden auf Sankt Johannis und der Sankt Michaelis, bis das dumpfe Summen von allen Hauswänden und Dächern der Stadt zu vibrieren schien. Bald darauf setzte das erste Artilleriefeuer ein und ließ die Wände unseres Hauses nahe des Platzes „Am Sande" erzittern. Ein wenig Putz bröckelte von der Decke herab und hinterließ feinen Staub auf meinem Rock. Das Staccato der Musketensalven, das Donnern der Kanonen vor den Stadttoren und die Schreie der Menschen auf der Straße drangen dumpf zu mir herauf, während ich im Salon meines Elternhauses saß, die Hände im Schoß gefaltet, damit unsere Gäste nicht sahen, dass ich zitterte.

„Meine Brüder, das ist die Stunde, in der wir Rache an den französischen Schergen zu nehmen. Es ist Zeit, zu den Waffen zu greifen und Seite an Seite mit unseren preußischen und russischen Waffenbrüdern zu kämpfen." Mein Vetter Melchior Krapp positionierte sich in der Mitte des Raumes, um seine Freunde und

Jocelyn Garber

Kameraden ein letztes Mal auf ihr Ziel einzuschwören. „Es ist ein himmelschreiendes Unrecht, dass die französischen Hurensöhne aufrechte Männer unserer Heimatstadt willkürlich verhaftet und unter Androhung des Todes verhört haben. Dafür sollen sie nun unseren Zorn und unsere Rache erfahren."

Die Eindrücke des Vortages, als Vater noch im Nachtgewand aufgegriffen und verhaftet worden war, saßen noch tief. Auch bei meinem Vetter, den ich niemals aufgebracht oder schockiert erlebt hatte. Doch das Poltern der Soldatenschuhe auf der Treppe, die Stimme ihres Anführers, als er Vater aus dem Bett zerren und ohne Nennung einer Anklage mit sich schleifen ließ, hatten auch ihn erschüttert. Meine eigene Panik, wie ich mich unter dem Bett versteckte, weil ich fürchtete, dass sie sich auch an mir vergreifen könnten, wirkte noch immer nach. Die Kälte der Dielen, als ich dort schlotternd ausharrte, bis meine Zofe Braida, die sich mit den anderen Dienstboten in der Küche eingeschlossen hatte, mich fand.

Vater war noch immer nicht zurück und nun schien die Welt um uns her in Rauch und Feuer aufzugehen. Lüneburg wurde von den Preußen und ihren Verbündeten angegriffen und wir waren in der Stadt eingesperrt. Die französischen Soldaten versuchten, die schwer zu verteidigende Stadt abzuriegeln, doch die Alliierten schienen gewillt jede noch so kleine Schwachstelle im Verteidigungsring der Stadt auszumachen, um uns brave Bürger zu befreien und das Franzosenpack zu vertreiben.

„Die Frösche wurden im Süden zurückgeschlagen. Zeitgleich findet der eigentliche Hauptangriff am Lüner Tor und am Altenbrücker Tor statt. Der alte Morand hat seine gesamte Kavallerie, die Sachsen und eine Kanone dorthin entsandt, um den Angriff abzuwehren, was ihm wohl nicht lange gelingen wird." Mein Vetter Melchior indes stand breitbeinig mitten im Salon über ein Teetischchen gebeugt und wandte sich an seine

Joelyn Garber

versammelten Freunde und Kommilitonen. Wie ein Feldherr hatte er mehrere Karten und Lagepläne heranschaffen lassen, über die er sich nun mit konzentrierter Miene beugte. Eine seiner blonden Locken, die er nach studentischer Art recht lang trug, fiel ihm in die Stirn. Vater hätte sein Aussehen wieder einmal ein sorgenvolles, aber liebevolles Seufzen entlockt. Seit Melchior von der Universität in Leipzig ausgeschlossen worden war und er sich mit Leib und Seele dem Freiheitskampf widmete, hatte mein Vetter das Äußere eines braven Akademikers und Erben abgelegt.

„Der Döskopp hat keine Ahnung, mit wie vielen Soldaten er es an welcher Stelle zu tun hat." Hannes Spangenberg, einer seiner engsten Freunde bleckte die Zähne. „Das ist unsere Chance ihnen in den Rücken zu fallen und die unsrigen zu befreien."

„In den Rücken fallen?" Klaus Gellert, der Bruder eines der Männer, den die Franzosen in ihrem Rachedurst am Tag zuvor am Altenbrücker Tor standrechtlich erschossen hatten, schnaubte. „Was hast du vor, Krapp? Willst du die Parlevus vom Dach des Hauses aus mit Blumentöpfen und Flaschen bewerfen?"

„Das überlasse ich unseren Frauen." Melchior trat langsam neben mich und legte mir die Hand auf die Schulter- ein beruhigendes Gefühl. Mein Vetter war mir in den letzten Stunden eine unerschütterliche Stütze gewesen, seit die Franzosen Vater vor meinen Augen verhaftet hatten. Ihn und neunundzwanzig weitere, willkürlich ausgewählte Bürger der Stadt, denen man vorwarf, sich während der Kampfhandlungen in den letzten Tagen unerlaubt auf den Wehranlagen und Kirchtürmen aufgehalten zu haben. Angesehene Männer, die meisten jenseits der fünfzig und viele nicht mehr in der Lage, sich der groben Behandlung seitens der Stadtbesetzer zu widersetzen.

„Wonach steht dir dann der Sinn?" Gellert zog einen Mundwinkel in die Höhe, sodass er mich an einen grimmigen Piraten erinnerte.

Jocelyn Carter

„Wir machen das Naheliegendste. Wir befreien unsere Leute, die für unsere Sache einsitzen müssen." Melchior sah seinen Kameraden an, als zweifelte er an dessen Verstand, und strich seinen schwarzen Tagesrock zurecht. Mein Vetter trug immer schwarz, seit sein Vater wegen des angeblichen Schmuggels von Tuchwaren verhaftet worden und in der Haft verstorben war. Dieser Verlust trieb ihn an, bestimmte sein Handeln und eben auch seine Kleidung. Gleichgültig, ob er seine Freunde traf, einen Ausflug unternahm. Schwarz waren seine Hosen, schwarz sein Tuchrock, manchmal mit kleinen roten Details, dass er beinahe an die Uniform der Lützowschen Soldaten erinnerte.

Seine Freunde taten es ihm gleich. Es sei der Ausdruck ihres tief empfundenen Leids über die „verlorene Freiheit ihres Volkes", hatte Melchior mir einmal mit seinem üblichen Pathos erklärt und mir im Anschluss die „Reden an die deutsche Nation" von Johann Gottfried Fichte in die Hand gedrückt- ein Werk, das mich für die Ideale, die mein Vetter mit Stolz, Vehemenz und Mut vertrat, einnahm.

„Wir müssen alle mobilisieren, die wir kennen. Außerdem hat meine Base neue Flugblätter angefertigt. Die sollten wir unter jeder Tür durchschieben, um möglichst noch einige Mitstreiter zu gewinnen. Männer, die den letzten Funken benötigen, um sich unserem Kampf anzuschließen." Melchior blickte mit großem Stolz auf mich herab. „Tess' Worte werden dieser Funke sein."

Tess, Melchior war wohl der Einzige, der mich seit Mutters frühem Tod vor ein paar Jahren so nannte. Wie ein liebevoller Bruder war er mir und so hatte ich eingewilligt für ihn die Texte seiner Flugblätter zu schreiben. Anfangs nach seinen Vorgaben, doch je mehr ich in seiner Gruppe Fuß fasste, seine Ideen und Wünsche verstand und mich dieser Virus der Freiheit infizierte, umso besser schrieb ich. Inzwischen war ich für die Flugblätter und Melchiors öffentliche Reden, die er spontan auf den

Jocelyn Garber

öffentlichen Plätzen der Stadt und in den Schankstuben hielt, verantwortlich.

„Wenn sie so gut sind wie das letzte Mal!“ Gellert nickte mir anerkennend zu. Ich wusste, dass er Melchior mehrfach angesprochen hatte, Treffen zwischen uns zu arrangieren. Gellert war ein kleiner, freundlicher und eigentlich unauffälliger Mann, der jedoch Kontakte zu den besten Familien der Gegend hatte, sodass mein Vetter und seine Freunde mit ihren Ideen und Vorträgen recht weit herumkamen. Inzwischen wusste ich, dass Vater ihn in die engere Wahl der Bewerber um meine Hand gezogen hatte. Mein Vetter hingegen unterband jedwede Form der Annäherung im Keim- er duldete es nicht, dass ich seine Freunde außerhalb unserer Treffen sah. „Zu einer Revolution taugen sie, aber doch nicht als Ehemann!“, sagte er dann immer und verdrehte die Augen.

„Unsere Rose von Lüneburg.“ Auch dieses Mal erstickte Melchior Gellerts Worte im Keim, ehe er sich zu weiteren Komplimenten hinreißen lassen konnte. „Rose von Lüneburg“ hatte er als mein Pseudonym gewählt, unter dem ich inzwischen wöchentlich kurze Texte verfasste, in denen ich auf die Missstände, denen uns die Franzosen aussetzten, aufmerksam machte und mich auch mit philosophischen und sozialen Themen befassen durfte. Melchior erhoffte sich, dass dadurch, dass sich auch eine Frau an seinen Schriften beteiligte, auch viele weibliche Mitstreiter gewonnen werden konnten, die wiederum ihre Brüder, Söhne und Männer aktivierten.

Gellert streifte mich mit einem sehnsüchtigen Blick, dem ich jedoch bewusst auswich. Wie befremdlich war es doch, einer Frau schöne Augen zu machen, während draußen der Feind in Stellung ging und die Stadt noch an diesem Morgen in Blut tränken würde!

Natürlich war ich es gewohnt, dass regelmäßig auch sehr penetrant um mich geworben wurde. Was nicht dazu beitrug,

Jocelyn Gaber

dass ich damit besser umgehen konnte. Ich fühlte mich wie ein Stück Wild, das man in die Enge trieb. Es machte mir Angst. Wenn ich aber schrieb, konnte ich alles sein: humorvoll, frech, mutig, alles, was ich im wahren Leben nicht zustande brachte.

„Theodor schrieb ebenfalls, wie gelungen deine Texte seien, und schickte zwei neue Gedichte für unsere Flugblätter." Melchior richtete sich stolz auf. Theodor Körner war einer seiner engsten Freunde seit ihrem gemeinsam begonnenen und gescheiterten Studium an der Universität Leipzig. Beide standen in regelmäßigem Schriftverkehr, doch während Melchior bislang als Vaters Erbe den Kampf gegen die Franzosen auf der Straße und auf Rednerpulten führte, hatte Theodor sich einem Freiwilligenverband, den Lützowschen Soldaten, angeschlossen.

Warm spürte ich Melchiors Hände auf meinen Schultern und spürte das aufgeregte Flattern in meiner Brust, wenn ich an Theodor dachte. Der dunkelhaarige Freund meines Bruders mit den glühenden Augen und der Passion für leidenschaftliche Worte gefiel mir recht gut. Vor einigen Monaten hatte er mir ein kleines Portrait geschickt und sogar ein Gedicht gewidmet. „Für Theresen".

Moritz Weber, einer von Melchiors Mitstreitern, erhob sich ebenfalls von seinem Platz am Fenster und trat neben meinen Vetter. „Wir müssen die Gunst der Stunde nutzen und alle aufrechten Bürger zu den Waffen rufen. Wir werden es sein, die den blauen Teufeln den tödlichen Stoß versetzen."

In diesem Augenblick ließ der Einschlag eines Artilleriegeschosses nahe der Stadtmauer, die nur wenige Fußminuten entfernt lag, die Fenster klirren. Ich quiekte leise auf, was mir Melchiors missbilligenden Blick einbrachte, ihn dann jedoch dazu veranlasste, mir von meinem Platz aufzuhelfen, während die anderen Männer ungerührt ihre Köpfe zusammensteckten und überlegten, wie sie vorgehen mussten.

Jocelyn Garber

Er griff meine Hand und führte mich zur Türe- die anschließenden Details über verteilte Flugblätter und den Angriff auf die Sachsen waren nicht mehr für meine Ohren bestimmt. Melchior legte er sich viel Wert darauf, dass unsere Familie in unserem Widerstand gegen die Franzosen eine Einheit bildete und diese auch nach außen hin vor seinen Kameraden vertrat. Aber wenn es um Details ging, achtete er stets darauf, dass man mir nichts anhängen konnte, sollte ich einmal verhaftet werden. Ich kannte weder Einzelheiten über ihre Flugblattaktionen noch über geplante Aufstände oder Details aus dem Gefecht am vergangenen Tag, bei dem Melchior an der Spitze der Lüneburger gegen den übermächtigen Feind ausgerückt war- nur bewaffnet mit einer Jägerbüchse, mit der er sich das Schießen selbst beigebracht hatte.

„Du solltest deine Zofe rufen lassen. Die gute, alte Braida wird auf dich achten", befahl er mir und fasste mich an den Schultern, als er sah, wie blass ich war. „Ihr geht hinunter in den Gesindetrakt und schließt euch mit den weiblichen Angestellten ein. Verbarrikadiert die Türe, falls Soldaten ins Haus einzudringen versuchen."

„Du glaubst, dass sie ins Haus kommen?" Meine Stimme war nur noch ein heiseres Quietschen.

„Davon gehe ich aus." Melchior runzelte die Stirn. Ich fragte mich immer, ob mein Vetter jemals Angst verspürte. Doch er war so beseelt von der Wichtigkeit seiner Aufgaben, dem höheren Auftrag, den er verfolgte, dass er kein Zaudern zu kennen schien. „Die französischen Hunde und die mit ihnen verbündeten Sachsen werden sich gewiss nicht lange halten können, aber wenn die Preußen und Russen erst einmal in der Stadt sind, wird es vor allem für die Kosaken kein Halten mehr geben. Bei einer Eroberung fühlen sich alle als Helden."

Jocelyn Gabel

Allein der Gedanke an Soldaten, ob feindliche oder verbündete, löste nur noch Panik in mir aus. Ich dachte an all die Gerüchte und Geschichten, die man in den letzten Monaten gehört hatte. Von Vergewaltigungen, Morden und Plünderungen gegen die Bevölkerung. Mit Schaudern dachte ich an das Schicksal eines von Vaters Freunden, einem Advokaten aus dem Rheinland, den ein paar angetrunkene und mordlüsterne Franzosen in seinem Haus überfallen und ihn zu Tode geprügelt hatten, weil er ihnen zuvor aufgrund eines missbilligenden Spruchs gegenüber einem Kameraden aufgefallen war.

Was war, wenn uns nun dasselbe Schicksal ereilte? Wenn die Franzosen längst wussten, woher all die Flugblätter kamen? Oder wenn die Russen in die Stadt eindrangen und in ihrem Wahn nicht mehr zwischen Verbündeten und Feinden unterschieden?

Melchior sah mich eindringlich an. „Fürchte dich nicht, Tess! Heute entscheidet sich unser Los. Wir erteilen Morand eine Lektion und rächen den Tod unserer Freunde vor dem Altenbrücker Tor."

„Aber du bringst Papa zurück?" Ich griff nach seiner Hand, woraufhin Melchior selbstbewusst nickte.

„Ich gebe dir mein Wort, Tess. Dein Vater kehrt unbeschadet zu uns zurück." Er drückte meine Hand an seine Lippen und strich mir eine aufwändig gelockte Strähne hinter das Ohr zurück. Man hätte uns für Geschwister halten mögen. Dasselbe helle Blond, dieselben hellblauen Augen und mandelförmigen Lippen.

„Aber dir darf nichts geschehen", flüsterte ich voller Grausen, allein ohne seinen Schutz in unserem Haus zurückbleiben zu müssen. „Ich fürchte mich, Melchior. Vor den Soldaten, den Kanonen und… Ich kann allein keine Befehle in diesem Haushalt erteilen. Alles ist in heller Panik." Am meisten wohl ich!

Jocelyn Graber

Ich schob seine Hand unwirsch beiseite und drückte besagte Strähne grob hinter meinem Ohr fest. Meine Hände zitterten unkontrolliert.

„So, wie es meine Pflicht für unser Vaterland ist, zu den Waffen zu greifen, ist es deine Pflicht, uns den Rücken zu stärken. Du wirst wissen, was zu tun ist. Hab nur Mut." Er küsste mich nachdrücklich auf die Stirn, sodass ich keinen weiteren Versuch wagte, ihn zum Bleiben zu überreden. Das hätte er ohnehin nicht getan, ohne mir dafür ewig Vorhaltungen zu machen. Der Angriff auf unsere Stadt war seine große Stunde. „Unser Kampf hat jetzt begonnen und schon bald werde ich für unsere Sache an der Seite unserer Idole Arndt und Körner für unsere Freiheit streiten. Sei also frohen Mutes, Tess. Heute findet unser Joch ein Ende und Gott ist auf unserer Seite." Er zwickte mich liebevoll in die Seite. „Erinnerst du dich an das Gedicht, das ich dir letzte Woche von Theodor überreicht habe?"

„Lützowsches wilde verwegene Jagd?", fragte ich, woraufhin er heftig nickte und sich sein Blick verklärte.

„Denk immer an seine Worte. 'Der Funke der Freiheit ist glühend erwacht, und lodert in blutigen Flammen.' Tess, wir sind diese Flammen." Er drückte mich ein letztes Mal und zog schließlich seine Pistole aus seinem Gürtel. Mit einem blassen Lächeln auf den Lippen drückte sie mir in die Hand, was ich augenblicklich ablehnen wollte. Fast brutal schloss er meine Finger darum und ich starrte mit Unbehagen auf die schwere Waffe, die mir all das Unheil dieser Welt zu verkörpern schien.

Das Schießen damit hatte er mir vor wenigen Wochen draußen in der Heide beigebracht und ich wusste, wo er die Munition dafür aufbewahrte. Es war ein schrecklicher Nachmittag gewesen, denn ich fürchtete die Waffe. Ihr Gewicht, ihre Wirkung, ihren lauten Knall, den sauren Geruch des Schwarzpulvers. Melchior jedoch war der Ansicht gewesen, dass ich den Umgang damit lernen

Jocelyn Gaiber

musste, um mich selbst verteidigen zu können. Damals hätte ich mir nicht träumen lassen, dass dieser Moment so rasch eintrat.

„Ich liebe dich, meine kleine Base. Tu, wie ich es dir befohlen habe, und alles wird gut werden“, flüsterte er mir zum Abschied zu, küsste mich erneut und schob mich dann auf den Gang hinaus, um sich im Salon seinen Kameraden und Mitstreitern zu widmen.

Natürlich befolgte ich seinen Befehl, denn es war das Einzige, was mir Sicherheit gab. Wenigstens ein wenig. Während er kurz darauf mit seinen Freunden aufbrach und bis auf Herrn Hauser, unseren ersten Hausdiener, alle männlichen Angestellten mit sich nahm, gab ich die Anweisung, dass wir uns im Küchentrakt verbarrikadieren sollten.

Der Zugang zur Küche über den Hof lag ein wenig versteckt und würde von den feindlichen Soldaten gewiss nicht so leicht entdeckt werden. Wenn, dann würden sie sich den Zugang durch die imposante Eingangstüre vom großen Platz her verschaffen, dessen war ich mir sicher.

Insgesamt zwölf Frauen und zwei Küchenmädchen waren nun unter meiner Aufsicht, der Aufsicht einer kaum einundzwanzigjährigen Frau, die es nicht gewohnt war, im Haus allein so wichtige Entscheidungen zu treffen. Wie froh war ich, dass meine Zofe Braida mir diese Aufgabe abnahm. Unerschütterlich in ihrer Ruhe scheuchte die alte Dame, die schon als Zofe und Gouvernante meiner Mutter gedient hatte, alle Frauen in die Küche und verriegelte die Hoftüre. Zu guter Letzt schob sie zusammen mit Herrn Hauser noch eine Kommode aus einem der Dienstbotenzimmer vor diese, um Eindringlingen den Zugang zu erschweren.

Ich selbst lief, bevor wir auch die Küchentüre verrammelten, noch einmal hinauf in meine Schlafkammer und plünderte mein Frisiertischchen, um für den Fall, dass wir die Stadt doch übereilt

Joelyn Garber

verlassen mussten, wenigstens die wertvollsten Stücke bei mir zu haben. Das Wichtigste war jedoch eine Ausgabe von Gottfried von Straßburgs „Tristan“, die Mutter mir hinterlassen hatte und in der ich täglich wie in einer Bibel las. Aber auch Theodors Portrait wanderte in meine Tasche. Ebenso ein Stapel Flugblätter, denn ich wollte verhindern, dass die Franzosen sie bei einer etwaigen Hausdurchsuchung hier fanden. Bevor sie mich durchsuchten, würde ich die Flugblätter im Notfall irgendwo entsorgen können.

Dann eilte ich in Vaters Schlafzimmer. Alle wichtigen Dokumente hatten Vater und Melchior schon vor Tagen in Sicherheit bringen lassen, doch mich trieb etwas anderes an. Da Vater kurz nach dem Zubettgehen verhaftet worden war, hatte er seinen wertvollsten Besitz nicht bei sich getragen- ein Medaillon mit einer Miniatur meiner verstorbenen Mutter darin. Es lag noch genau dort, wo er es vor dem Zubettgehen abgelegt hatte- in der obersten Schublade seines Nachttisches. Wie schmerzhaft musste es für ihn sein, eben dieses Stück in seinen schwersten Stunden nicht bei sich zu haben! Mutter hatte ihm alles bedeutet. Ihr Tod vor wenigen Jahren hatte ihn erschüttert und die Kluft zwischen uns vertieft. Ohne Sohn war eine nervöse Einundzwanzigjährige nicht das, was er sich als Erbe für sein Lebenswerk gewünscht hatte.

Ich wollte es mir gerade greifen und dann rasch die Fensterläden in diesem Zimmer sowie unten im Erdgeschoss verrammeln, als ich ein lautes Krachen und Klirren vernahm, gefolgt von einem Kreischen, das nur von einem der Hausmädchen stammen konnte. Im ersten Augenblick stand ich wie versteinert, horchte auf jedes kleine Geräusch. Noch immer dominierten der Kanonendonner und das Knallen der Musketen alles, doch die Stimmen zahlreicher Männer waren vor dem Haus nun deutlich zu vernehmen.

Jocelyn Graber

Ich hielt den Atem an, lauschte auf die Stimmen. Nein, kein einziges französisches Wort fiel, stattdessen hörte man deutlich am Dialekt der Männer, dass es sich um Sachsen aus dem den Franzosen unterstellten Infanterieregiment „Prinz Maximilian“ handelte. Niemand anderes konnte so fluchen, wie es die Sachsen taten.

Im nächsten Moment wiederholte sich das Poltern und ich vernahm die Stimmen mehrerer Männer, die sich gewaltsam Zutritt zu unserem Haus verschafften. Ich dachte an die Pistole, die Melchior mir zugesteckt und die ich zwar geladen hatte, aber deren Benutzung ich mir nicht zutraute. Selbst Melchior hätte es sich wohl im Leben nicht ausmalen können, dass der Ernstfall so rasch eintrat. Unser Haus hatte er zumindest in den ersten Stunden der Schlacht für ein sicheres Versteck gehalten.

Herr Hauser, der einzige Mann, der noch übrig geblieben war und sich nun als unser aller Verteidiger sah, schien sich den Eindringlingen entgegenzustellen, doch wurde er den Geräuschen und dem Gekreische des Hausmädchens nach niedergemacht.

Schon im nächsten Augenblick waren die Sachsen auf der Treppe und ehe ich mich hinter der Türe oder erneut unter dem Bett verstecken konnte, stand der erste Soldat schon vor mir. Bislang hatte ich das Blau der Franzosenuniformen immer für schrecklich und angsteinflößend gehalten, doch als nun dieser gewaltige Kerl vor mir in seiner schmuddeligen weiß-gelben Uniform aufragte, wurde mir ganz elend vor Angst. Blutstropfen, Schmutz und Schießpulver ließen das Weiß von Nahem beinahe braun wirken. Der Gestank, der von dem Kerl ausging, eine Mischung aus Rauch und Eisen, war unerträglich.

Ich wollte ihm entwischen, doch in diesem Moment blitzte etwas in seinen Augen auf. Er erkannte meinen Plan, noch ehe ich begonnen hatte, ihn umzusetzen. Blitzschnell zuckte seine Hand

Joselyn Garber

nach vorne und er packte mich an der Kehle. Gerade als zwei weitere Soldaten die Treppe heraufkamen.

„Das Gesinde hat sich in der Küche versteckt, mon Sergent!“, rief der eine mit nicht geringem Amüsement. „Schüppel zeigt der einen Magd gerade seinen Ladestock.“ Die drei Männer brachen in ein anzügliches Lachen aus.

„Besetzt die Fenster im Erdgeschoss. Jeder verfluchte Russe, der hier vorbeikommt, bekommt eine Ladung Kugeln zu fressen, ehe er auch nur merkt, dass wir uns hier versteckt halten.“ Der Kerl, der mich noch immer gepackt hielt, schien der Anführer dieser Gruppe zu sein. Er packte nach meinem Kinn und zwang mich ihn anzusehen. „Wo ist der Herr der Hauses, Mädchen?“

Ich spürte noch immer seine riesigen Klauen um meinen Hals, den Druck, den allein sein Daumen auf meinen Kehlkopf ausübte. Als ich nicht augenblicklich antwortete, packte er fester zu und schüttelte mich.
„Inhaftiert“, keuchte ich und rang nach Luft, woraufhin er mir einen Stoß Richtung Bett versetzte.

„Perfekt! Habt ihr das gehört?“ Der Mann nickte den beiden anderen Soldaten zu. „Ist Singerlin zurück? Gibt es neue Befehle?“
„Wir sollen uns nahe der Wandrahm sammeln. Dort scharren sich immer mehr Zivilisten zusammen und fallen uns in den Rücken. Wir haben den Befehl alle zu töten, die gegen uns die Waffen erheben. Notfalls sollen wir die Pulverfässer unten im Keller hochjagen, wenn uns die preußischen Schweine zu nahe kommen.“ Der Kleinere der beiden Soldaten antwortete zackig, ließ mich jedoch nicht aus den Augen. Ich rang indes weiter nach Luft und mir wurde immer wieder schwarz vor Augen, doch eines war mir nicht entgangen. Der Ort, von dem die Sachsen sprachen, war mir bekannt, denn dort stand Melchior zusammen mit seinen Freunden. Dort war Vater inhaftiert. Wenn die Franzosen dort tatsächlich ihre Kräfte zusammenzogen und gegen die

Joelyn Gerber

aufständischen Bürger vorgingen, dann war ihr beider Leben in großer Gefahr.

Der Anführer der Sachsen indes schien von dem Befehl wenig begeistert. „Bis dahin sollen wir uns durchschlagen? Elende französische Schweine! Ich bin doch kein Kanonenfutter.“ Er griff sich an den Hosenlatz und musterte mich noch einmal von Kopf bis Fuß, ehe er erklärte: „Wir harren hier aus. Soll Morand seinen Kampf allein ausfechten. Die Hälfte der Männer soll den Platz im Blick behalten und jeden Preußen und Russen, der sich blicken lässt, erledigen. Die anderen sollen ruhen. Wer weiß, was dieser Tag noch bringt.“ Er trat auf mich zu, die Hand noch immer am Hosenlatz. „Und ich gönne mir meine kleine Kriegsbeute hier. Meine Herren, wenn Sie uns ein paar Minuten geben würden, für eine Jungfrau soll man sich ja besonders viel Zeit nehmen…“ Er grinste anzüglich, woraufhin ich zum ersten Male in vollem Umfang verstand, was er vorhatte und panisch zurückwich, während die anderen Männer sich mit nicht wenigen anzüglichen Sprüchen zurückzogen.

Das Klopfen meines Herzens übertönte auf grausige Art den Donner der Kanonen. Ich griff nach Melchiors Pistole, was dem Sachsen nicht entging. Überrascht hob er eine Augenbraue, schien jedoch nicht wirklich beeindruckt.

„Du wirst mir keine Scherereien machen, nicht wahr? Du bist ein gutes Mädchen. Du weißt, wo dein Platz ist“, murmelte er, während er die Knöpfe an seiner Hose öffnete. Panisch wich ich bis zum Fenster zurück, umklammerte meinen „Tristan“, Vaters Medaillon und Theodors Miniatur fester, um mich auf das Schlimmste vorzubereiten. Denn körperlich hätte ich diesem Hünen nichts entgegenzusetzen gehabt.

Doch Gott schien auf meiner Seite zu sein, denn in diesem Augenblick schlug ein Geschoss in eines der Nachbargebäude ein. Was genau es war, konnte ich nur erahnen, doch die Wucht des

Jocelyn Graber

Einschlags ließ die Mauern unseres Hauses erzittern. Die Fenster klirrten, eines zerbarst unter lautem Scheppern.

Instinktiv zogen sowohl der Sachse als auch ich die Köpfe ein, doch ich erkannte meine Gelegenheit zu Flucht, drängte mich gewaltsam an ihm vorbei, zur Türe hinaus und die Treppe herunter, wobei ich ins Stolpern geriet und beinahe kopfüber die Treppe herunterfiel.

In allerletzter Minute fing ich mich und rannte weiter. Im Erdgeschoss erwartete mich das Chaos. Die Sachsen hatten einige Fenster eingeschlagen, um sich dahinter zu verstecken und den Platz im Blick behalten zu können. Auf dem Teppich in der Eingangshalle lag in einer riesigen Blutlache Herr Hauser. Der arme Kerl wimmerte vor Schmerzen, hatte ihn die Klinge der Sachsen zwar tödlich verletzt, aber nicht erlöst. Verzweifelt versuchte er Richtung Türe zu kriechen, was ihm nicht gelang. Direkt neben ihm vergingen sich drei Soldaten an dem Hausmädchen, welches ich abgestellt hatte, die Fensterläden zu schließen.

Mit allem hätten die Sachsen im Erdgeschoss demnach gerechnet. Mit angreifenden Preußen und Kosaken. Mit Franzosen, die ihnen Scherereien machten, aber nicht mit einer panischen Frau, die mehrere Stufen gleichzeitig nehmend, die Treppe heruntergesprintet kam. Und so waren sie im ersten Augenblick zu perplex, als dass sie mich aufgehalten hätten, als ich die Türe aufriss und in den wolkenverhangenen Tag hinausstolperte.

„Nun schaut nicht so dumm aus der Wäsche! Schnappt sie auch!“, hörte ich den Unteroffizier noch brüllen, woraufhin einer seiner Leute tatsächlich seine Muskete auf mich anlegte und schoss. Die Kugel ging mit reichlich Abstand an mir vorbei, doch der Schock darüber war entsetzlich. Noch niemals hatte jemand auf mich geschossen.

Jocelyn Gaber

Kopflos stürzte ich davon, visierte eine Gasse auf dem gegenüberliegenden Ende des Platzes an, als sich mir plötzlich von links ein dunkler Schatten näherte und ich hart getroffen wurde. Unkontrolliert knallte ich auf das Straßenpflaster, konnte meinen Sturz nicht mehr abfangen. Im nächsten Augenblick war der Schatten über mir, zwei weitere neben mir.

Erst jetzt erkannte ich, dass es mehrere Pferde waren. Die Pferde der französischen Dragoner. Benommen und panisch kämpfte ich mich auf die Beine, denn ich fürchtete unter die Hufe der Tiere zu gelangen. Dabei verlor ich mein Buch und meine beiden anderen Schätze, doch in meiner Angst war mir dies gleichgültig.

„Mademoiselle!“, hörte ich einen der Dragoner brüllen, als ich halb auf den Knien, halb stolpernd weiterrannte und mich schließlich in eine der Gassen flüchten konnte, wo ich schlotternd vor Erschöpfung und Angst erst einmal zu Boden ging und mich übergab.

Erst als der erste Anfall vorbei war, sah ich mich um, erkannte zu meinem Glück jedoch, dass mir weder die Sachsen noch die Franzosen gefolgt waren. Dafür war ich ihnen gewiss auch nicht bedeutend genug. Nun, da die Preußen die Intensität ihres Angriffs erhöhten, hatten die Herren andere Probleme.

Schlotternd blickte ich um mich her, versuchte zu ergründen, wo ich gelandet war. Da ich mit Braida meist zu Fuß oft und lange in der Stadt unterwegs gewesen war, kannte ich mich gerade in den kleinen Nebenstraßen gut aus.

Tatsächlich war ich trotz meiner Panik in die richtige Richtung gelaufen. Wenn ich mich klug anstellte, konnte ich durch diese verborgenen Gässchen die Wandrahm erreichen, doch was dann? Tobte der Kampf dort nicht bereits? Wie sollte ich meinen Vetter und seine Freunde dort finden? Wie Vater? Doch, das war mir bewusst, ich musste versuchen, trotz meiner alles lähmenden

Joelyn Gerber

Angst, zu ihnen zu gelangen. Vielleicht war es noch nicht zu spät und ich konnte sie vor den heranrückenden Franzosen und Sachsen warnen.

Zittrig kämpfte ich mich wieder auf die Beine, hielt mich dabei an einer der Hauswände fest. Meine Beine schlotterten, meine Knie waren vor Schmerz fast taub und ich war mir sicher, dass ich mir bei dem Zusammenprall mit dem Dragoner mindestens eine Rippe geprellt hatte. Das Atmen fiel mir schwer, doch ich tastete mich Schritt für Schritt immer rascher durch die Gasse.

Melchior und Vater durfte nichts geschehen. Ansonsten hatte ich niemanden mehr auf dieser Welt. Sie bedeuteten mir mehr als mein eigenes Leben. Zittrig tastete ich nach der Pistole, die ich noch immer bei mir trug, spürte ihr Gewicht und wie sie bei jedem Schritt gegen meinen Oberschenkel drückte. Im Leben hätte ich sie nicht gebrauchen können.

Ich kam mir schrecklich langsam vor. Mein Magen krampfte, das Blut lief mir von den aufgeschlagenen Knien hinab, mein gesamter Körper schmerzte und meine Gedanken überschlugen sich vor Schmerz und Angst.

So reagierte ich zu spät, als ich um eine Hausecke bog und unversehens in eine Gruppe Soldaten stolperte, die sich wohl ein Scharmützel mit einer Gruppe preußischer Infanteristen geliefert hatten. Diese waren recht wagemutig bis in diesen Teil der Stadt vorgedrungen, waren den Verteidigern dann jedoch in eine Falle gegangen.

Offensichtlich waren die Franzosen erfolgreich gewesen und hatten die Männer in der engen Schlucht zwischen zwei Wohnhäusern zusammengetrieben. Bis auf einen von ihnen hatte kein Preuße ihren Bajonetten entkommen können. Leblos lagen die Männer auf der Straße, ihr Blut sammelte sich in riesigen Lachen zwischen den Steinen des Straßenpflasters. Der letzte verbleibende Preuße kauerte wimmernd und um Gnade flehend

Jocelyn Gaber

an einer Hauswand. Seinen Tschako hatte er verloren, dieser lag in der Blutlache seiner gefallenen Kameraden. Aus einer Wunde am Kopf sickerte ihm Blut ins Haar und auf die dunkelgraue Uniformhose.

Als ich jedoch so überraschend um die Ecke gebogen kam, wandten sich die Verteidiger, wohl in der Annahme es mit einem Verstärkungstrupp der Preußen zu tun zu haben, zu mir um und ehe ich mich versah, blickte ich in die Mündungen mehrerer Musketen.

Insgesamt hatte ich es mit fünf Soldaten zu tun. Allesamt Franzosen. Es waren Männer des 132. Linienregiments, welches erst im Januar mit Männern aus der 54. Kohorte der Nationalgarde, gut gedrillten, aber im Gefecht unerfahrenen Soldaten, aufgestockt worden war. Einige von ihnen trugen noch die silberfarbenen Knöpfe und Tschakobleche der Nationalgarde, während zwei weitere bereits die üblichen messingfarbenen erhalten hatten.

„Qu'avons-nous ici?", hörte ich einen französischen Infanteristen auflachen, ehe ich von ihm brutal gepackt und zu ihm umgedreht wurde. „Un oiseau insouciant."

Die Art, wie er mich „einen unvorsichtigen Vogel" nannte, ließ mir vor Angst schlecht werden, denn ich erinnerte mich an das Glimmen in den Augen des Sachsen, der sich an mir hatte vergehen wollen.

„Lassen Sie mich los, Monsieur! Ich war auf dem Weg nach Hause. Mein Vater ist ein angesehener Bürger dieser Stadt." Abgesehen davon, dass mir in meiner Angst kein einziger Brocken Französisch einfallen wollte, sah ich es nicht ein, in seiner widerwärtigen Sprache mit ihm zu reden. Ihr Klang war mir ebenso verhasst, wie das Blau ihrer Uniformen.

Als er nicht sofort reagierte, gab ich ihm einen entschiedenen Schlag auf die Hand, was ihn jedoch nur erheiterte. Er entblößte

Jocelyn Garber

zwei Zahnreihen, so gelb und schief, dass es mich bei ihrem Anblick und dem damit verbundenen Mundgeruch schüttelte.

„Angesehene Bürgerstöchter treiben sich nicht an solch einem Tag in der Stadt herum", wies mich einer der anderen Soldaten, ein Caporal mit zwei leuchtend gelben Streifen auf den Ärmeln zurecht. Seine Aussprache saß beinahe genauso schlecht, wie seine aus braunen Lumpen zusammengeflickte Hose.

Er gab seinen übrigen Leuten mit einem Handzeichen zu verstehen, sich um den letzten Preußen zu kümmern, dem die nackte Panik ins Gesicht geschrieben stand, kaum dass er sich seinem Feind erneut gegenübersah. Die Blutung seiner Kopfwunde hatte noch immer nicht aufgehört und die Kräfte schienen ihn zu verlassen. Nach wenigen Schritten taumelte er und krachte auf die Knie. Einer der Franzosen trat ihm von hinten in den Rücken, sodass der Mann der Länge nach hinfiel, und stieß ihm das Bajonett zwischen die Schulterknochen. Das Geräusch, das der Preuße von sich gab, als ihn der tödliche Stoß traf, war unbeschreiblich. Ein Keuchen, gefolgt von einem Seufzen, was wohl von der getroffenen Lunge herrührte. Er kippte vornüber, woraufhin der Franzose ihm den Fuß in den Nacken setzte und das Bajonett herauszog. Doch offensichtlich lebte der Preuße noch, denn der Parlevu stieß ein zweites Mal zu, ehe er von dem Mann abließ.

Keuchend angesichts dieses Anblicks stützte ich mich an einer Hauswand ab, fragte mich, ob mich nun dasselbe Schicksal ereilen würde. Der Caporal schien jedenfalls wenig geneigt, sich mit mir länger abzugeben. Er packte mich am Kinn und zwang mich, ihn anzusehen. „Huren, Gesindel und Aufständische sind im Moment auf der Straße. Als was, Mademoiselle, darf ich Sie verbuchen?"

„Nichts von alledem." Ich starrte noch immer auf den toten Preußen, den die Franzosen nun fachmännisch ausplünderten. Sie griffen sich Munitionstasche, Muskete und leerten auch den

Jocelyn Gamber

Tornister, denn offensichtlich war die Versorgung der Soldaten beinahe so schlecht, wie die von uns Bürgern. Sogar die Hose, Gamaschen und Schuhe zogen sie ihm aus.

Ich zwang mich, den Caporal anzusehen. Da ich wusste, wie wenig die Franzosen von den ihnen unterstellten Sachsen hielten, erhoffte ich mir ein wenig Gnade. „Herr, ich suche meinen Vater und meinen Vetter. Ein paar Sachsen sind in unser Haus eingedrungen und haben meinen Diener erschlagen."

„Ist dem so? Unsere wackeren Sachsen?" Der Caporal musterte mich aus zwei eiskalten, grauen Äuglein. Seine Stimme triefte vor Spott. Dann packte er plötzlich an meine Hüfte. Im ersten Moment glaubte ich, dass er ebenfalls versuchen würde, sich an mir zu vergehen, doch dann erkannte ich, dass er mich nach Waffen durchsuchte. Zu schnell wurde er fündig. Triumphierend hielt er mir meine Pistole und den Packen mit Melchiors Flugblättern unter die Nase. „Mademoiselle, jetzt haben wir ein gewaltiges Problem."

Der Unteroffizier schleifte mich über die Große Bäckerstraße, bis wir am Marktplatz ankamen. Hier herrschte das größte Chaos. General Morand, der vor wenigen Tagen Lüneburg noch in der Hoffnung besetzt hatte, den Widerstand im Keim zu ersticken, hatte feststellen müssen, dass die Stadt aufgrund der vielen Tore und Zugänge kaum zu verteidigen war. Von allen Seiten drangen die Verbündeten gegen die Stadt vor, eroberten die Tore und rückten durch die engen Gassen auf den Marktplatz zu.

Im Nordosten hatten die Kosaken unter Benckendorf sowie eine Kompanie preußischer Füsiliere beim Kloster Lüne den Lösegraben überschritten. Während sich die Preußen mit Stegen, Booten und Leitern zu helfen wussten, durchschwammen die Kosaken die Ilmenau kurzerhand und bedrohten nun das Bardowicker Tor, woraufhin General Morand seine Sachsen

Jocelyn Garber

zurückziehen musste. In all dem aufgeregtem Stimmengewirr meinte ich zu vernehmen, dass ihr 2. Bataillon dabei beinahe seine Fahne an den Feind verloren hatte.

Während die Preußen nun also bis fast zur Nikolai-Kirche vorgedrungen waren, hatten russische Jäger das Altenbrücker Tor angegriffen und nach kurzen Kämpfen erobert. Der Marktplatz war für die zurückweichenden Franzosen und Sachsen also der einzige verbliebene Rückzugsort.

Ich sah, wie die Franzosen wie Ameisen, denen man den Bau zerstört hatte, durcheinanderstoben. Eine Ordnung war kaum mehr zu erkennen, während sie verzweifelt versuchten, ihre zwei übriggebliebenen Haubitzen in Stellung zu bringen.

Die Offiziere hielten sich ein wenig abseits, versuchten den Überblick über ihre Männer selbst in dieser ausweglosen Situation nicht zu verlieren. Auf ihren Pferden thronend schienen sie zu beraten, wie nun zu verfahren war.

Ich erkannte Morand mit seinem verblassten blonden Haarschopf zwischen den anderen, deutlich jüngeren Männern, war aber überrascht, dass der Mann, der mich gefangen genommen hatte, sofort auf die Stabsoffiziere zuhielt. Ich war mir sicher gewesen, dass er mich einem der rangniederen Offiziere übergeben würde. Doch dem Caporal, der mich verhaftet hatte, schien der Sinn nach einer Beförderung zu stehen, denn stattdessen wandte er sich an einen Capitaine aus Morands Stab.

„Mon Capitaine Pascalis!", rief der Caporal, der mich noch immer gepackt hielt, woraufhin sich der Offizier, ein dürrer Kerl mit diversen tiefroten Stressflecken auf den Wangen, zu ihm umwandte. „Diese Frau habe ich dabei erwischt, wie sie bewaffnet und mit aufrührerischen Flugblättern im Gepäck durch die Straßen gestreift ist", erklärte der Caporal mit nicht geringem Stolz.

Joelyn Garner

Der Offizier musterte uns mit leerem Gesichtsausdruck, seine Kameraden, die ebenfalls hoch zu Ross thronten, wandten sich nur teilweise um. Der angesprochene Offizier war ein kleiner, rattengesichtiger Mann, der in seiner dunkelblauen Uniform finster und boshaft wirkte. Er trug sein Haar unmodisch lang und zu einem Zopf gebunden, der sich bereits gelöst hatte.

Als er mich kurz musterte, las ich in seinen Augen all seine Abneigung gegen uns Lüneburger und all die anderen Aufständischen. Vor allen Dingen jedoch fand ich darin Hektik und ja… Panik angesichts der angespannten Lage der Besatzer, die von allen Seiten in Bedrängnis gerieten. Etwas, das mich doch mit einem kleinen Gefühl von Genugtuung erfüllte. Sollten die Parlevus für all das, was sie uns angetan hatten, büßen. Vom Schlachtfeld aus würde ein Großteil von ihnen geradewegs in die Hölle fahren, dessen war ich mir sicher. Auch Capitaine Pascalis schien die Hölle bereits vor Augen zu haben, denn seine Antwort fiel denkbar knapp aus.

„Erschießen Sie die Frau!"

Der Offizier machte eine wegwerfende Handbewegung, als hätte er nicht gerade eben den Tod eines Menschen befohlen, sondern lediglich eine lästige Mücke verscheucht.

Entsetzt schnappte ich nach Luft. Meine Beine gaben nun vollends unter meinem Gewicht nach und ich stürzte auf die Knie. Sofort wollte der Caporal, der mich ergriffen hatte, mich wieder auf die Füße ziehen, doch ich wehrte mich mit Händen und Füßen, jammerte und bettelte um Gnade.

Die meisten Soldaten wandten den Blick angewidert von mir ab und auch der Offizier verzog den Mund. „Beenden Sie das Theater! Das ist ja selbst für ein Weib unwürdig."

Der Caporal nickte zackig. Während um ihn herum seine Landsleute ihren Rückzug planten und sich einem übermächtigen Feind ausgeliefert sahen, schien ihn dies kaum zu stören.

Jocelyn Carter

Stattdessen schien er sogar erfreut, dass er sich in all dem Durcheinander ein wenig hervorgetan hatte, und zwang mich gegen meinen Willen auf meine Beine.

Als ich nicht sofort gehorchte, packte er mich an den Haaren und riss mich daran herum. In einem letzten Aufbäumen versetzte ich ihm einen Schlag mit meinem Ellbogen ins Gesicht, woraufhin er vor Schmerz aufheulte, und mir eine Ohrfeige versetzte, die mich erneut zu Boden warf. Das Ganze ging so rasch und ich war noch geschwächt von meinem Zusammenstoß mit den Dragonern sowie dem Angriff der Franzosen und so konnte ich meinen Sturz nicht abfangen. Hart schlug ich mit dem Kopf auf und blieb einen Augenblick benommen liegen. In diesem Augenblick wurde mir klar, dass es vorüber war. Dieser Tag, der so hoffnungsvoll im Salon meines Vaters begonnen hatte, endete im Tod- für mich, Melchior und Vater.

Plötzlich jedoch kam Bewegung in die anderen Stabsoffiziere, die bislang die Szene entweder ignoriert oder ausdruckslos beobachtet hatten.

„Mon Capitaine!" Einer der anderen Offiziere, ein junger Dragoner, ließ seinen Fuchswallach einige Schritte nach vorne treten und wandte sich direkt an seinen Vorgesetzten.

Der Offizier hob irritiert die Augenbrauen. „Lieutenant de Lohnois?"

Der Lieutenant neigte den Kopf und wandte ein paar sehr leise gesprochene Worte an seinen Kommandanten, der daraufhin überrascht innehielt und zu seinem eigenen Verständnis auf Französisch nachfragte. „Sie wollen die Frau erschießen?"

„Wenn es uns hilft endlich weiterzukommen? Der Mann ist ja eine Schande und kaum in der Lage seine Aufgaben auszuführen!", erwiderte der Lieutenant und zog seine Pistole, woraufhin der Caporal hinter mir empört schnaubte und sich seine blutige Nase hielt.

Jocelyn Garber

Der Capitaine musterte den jüngeren Offizier eingehend, dann nickte er knapp und riss den Kopf seines Pferdes wieder herum.

„Beeilen Sie sich, de Lohnois!"

Der Dragoneroffizier ließ sich aus dem Sattel gleiten, packte mich unsanft am Oberarm und zerrte mich mit sich. Nur wenige Schritte. Vom Marktplatz herunter, erneut in das Gewirr aus Gassen und Durchgängen. Hier, einsam und still in einer Stadt, in der an diesem Tag die Hölle losgebrochen war, wollte er sein blutiges Werk verrichten.

Kaum waren wir ins Halbdunkel eingetaucht, stieß er mich von sich, sodass ich einige Schritte vorwärts stolperte.

„An die Wand!", befahl er mir. „Drehen Sie sich zu mir um, Mademoiselle!"

Unendlich langsam drehte ich mich zu ihm um. Ich wusste nicht, warum ich mir so viel Zeit ließ. Weil ich etwas Gnadenfrist herausschinden wollte? Immerhin war der Herrgott mir an diesem Tag bereits einmal zur Hilfe geeilt. Vielleicht schritt er auch jetzt noch einmal schützend ein, brauchte aber noch einen Moment. Vielleicht aber auch, weil ich wollte, dass diesem französischen Hund aufging, was er im Begriff war zu tun. Dass er eine harmlose Frau erschießen wollte.

Ich fragte mich, welche Wirkung ich auf ihn hatte. Mit dem schmuddeligen, blutbesudelten Kleid. Mit der aufgelösten Frisur und der nackten Angst in meinen Augen. Vielleicht erhoffte ich mir Mitleid, Gnade. Ja, wenigstens die Gnade, das Urteil rasch zu vollstrecken und mich nicht noch zu foltern.

Mein Blick glitt zu meinem Henker, der mit der Pistole in der Hand dastand und mich betrachtete. Was ihm in diesem Moment wohl durch den Kopf gehen musste? Überlegte er, wohin er zielen sollte, um mir ein möglichst rasches Ende zu setzen? Immerhin

Joelyn Gaber

hatte er nur einen Schuss. Seine restliche Munition hatte er bei seinem Gaul gelassen.

Noch niemals zuvor hatte ich einen der französischen Dragoner aus der Nähe gesehen. Ihre dunkelgrüne Uniform mit den jonquillengelben Rabatten, Manschetten und Rockschößen ließ ihn riesig wirken. Im blank polierten Messing seines Helms spiegelte sich der wolkige Himmel. Die scharfe Brise, die vom Fluss heraufzog, zerrte an dem schwarzen Rosshaarschweif. Darunter verbarg sich ein noch recht junger Offizier mit dunkelbraunem Haar und braunen Augen, die mich ebenso intensiv musterten wie ich ihn. Er war ausgesprochen hübsch, wie ich fand. Kein Monster mit hervorquellenden Äuglein und scharfen Zähnen, wie die Karikaturisten die Franzosen oft darstellten.

Er musterte mich ernst, dann trat er an mich heran. Ich fragte mich, was er vorhaben könnte. Warum hatte er darum gebeten, die Arbeit des Caporals zu übernehmen und mich hinzurichten? Stand ihm der Sinn danach, mich vorher noch zu schänden? Hatte er Spaß am Töten? Wollte er Rache für die französische Kavallerie, die bei ihrem ersten und einzigen Angriff an diesem Morgen von den feindlichen Husaren gefangen genommen worden war?

„Wie ist Ihr Name?", fragte er leise in meiner Sprache, wobei mir auffiel, wie jungenhaft und sanft seine Stimme klang. Nicht bedrohlich oder lüstern. Ja, beinahe freundlich.

Ich zögerte. Meinen ganzen Namen konnte ich ihm nicht verraten. Nachher ließen noch in dieser Stunde weitere Franzmänner ihre Wut an Melchior und Vater aus- vorausgesetzt, dass sie den Sieg der alliierten Truppen noch abwenden konnten. „Tess."

„Tess?" Die Art, wie er meinen Namen wiederholte, als wollte er ihn sich einprägen, ließ mich innehalten. Welcher Schweinehund fragte sein Opfer vor dem Mord nach seinem

Jocelyn Garber

Namen? Er wollte mich also wirklich quälen. Wieder rang ich mit den Tränen, schnappte nach Luft.

„Bitte, bitte beenden Sie es!“, flüsterte ich und schlug die Hände vor das Gesicht, damit ich ihn nicht länger ansehen musste. Was für eine widerwärtige Seele mochte in seinem hübschen Äußeren wohnen, dass er diesen Moment so zelebrierte?

„Mademoiselle.“ Er hob noch immer nicht seine Waffe, um das Urteil zu vollstrecken. Stattdessen trat er einen Schritt auf mich zu. Ich konnte seinen Blick regelrecht spüren, wie er mich Millimeter für Millimeter betrachtete. Ich hörte, wie er kurz die Luft anhielt, zögerte und schließlich den Kopf schüttelte, als würden ihn seine eigenen Gedanken stören.

Er nickte mir zu. „Haben Sie es weit nach Hause, Mademoiselle?”

„Nach Hause?” Irritiert ließ ich die Hände sinken und fragte mich, welches grausame Spiel er mit mir spielte, anstatt endlich seine Arbeit zu verrichten. Tränen rannen über meine Wangen und einem seltsamen Impuls folgend, trat er auf mich zu und wischte er sie mit seiner Hand fort. Ich hielt die Luft an, erschrocken über seine Berührung.

Da hob er plötzlich seine Pistole. Ich kniff die Augen zu, erwartete das Geräusch des Schusses und den Schmerz getroffen zu werden. Ob man diesen überhaupt spürte, wenn der Schuss gut gesetzt war? Starb man sofort oder dauerte es? Der Schuss löste sich mit einem Krachen, das mir die Trommelfelle schier platzen ließ, doch traf mich die Kugel nicht. Stattdessen schlug etwas mit einem lauten Knall neben mir ins Mauerwerk ein. Mörtel und Backsteinstaub rieselte in großen Flocken auf mich herab. Erschrocken riss ich die Augen wieder auf. Er stand noch immer da, keine Armlänge entfernt die noch rauchende Pistole in der Hand, den Kopf gesenkt.

Joelyn Garber

„Ich lasse Sie gehen." Er seufzte leise, als wäre er sich in seiner Entscheidung noch nicht recht sicher. Dann nickte er jedoch und sah jäh auf. Der Blick seiner dunklen Augen traf mein Innerstes und ich rang nach Atem. „Sie sollten machen, dass Sie von der Straße kommen. Verstecken Sie sich im Keller Ihres Hauses. Die Kämpfe sind noch nicht auf ihrem Höhepunkt angekommen."

Ich starrte ihn irritiert an, woraufhin plötzlich ein vages Lächeln über seine Lippen huschte. „Wieso?", hauchte ich. „Wieso tun Sie das?"

Da trat er noch einen Schritt näher an mich heran, sodass wir uns bis beinahe berührten. Seine Nähe hätte mich ängstigen, ja wenigstens einschüchtern sollen. Stattdessen jedoch blickte ich nur in sein sanftes Gesicht, in diese wunderschönen Augen und wusste kaum, wie ich meine Emotionen sortieren sollte. Er war mein Feind, der Mann, der mich hatte hinrichten sollen. Wie konnte ich ihn da als „schön" oder „sanft" bezeichnen? Das musste die Angst sein. Ein handfester Schock.

Er erwiderte meinen Blick ebenso intensiv und ich sah, wie er sich kurz auf die Unterlippe biss und ihm das Blut in die Wangen stieg. Nichts Furchteinflößendes war mehr an ihm und so grotesk es in dieser Situation war, genoss ich es, wie er mich betrachtete. Noch niemals zuvor war ich von einem Mann so angesehen worden. Dass ich recht hübsch war und vielen Männern gefiel, wusste ich. Zu viele hatten es mir bereits vertraulich zugeflüstert oder mir in schwülstigen Briefen gestanden. Ich hielt nicht viel von solchen Komplimenten, denn sie waren flüchtig und oft unehrlich. Doch dieser Blick. Dieser Blick war es nicht.

Ich wusste nicht, wie lange wir so dagestanden hatten, ehe er fast widerwillig den Blick von mir losriss. Er deutete in Richtung des Marktplatzes, dann flüsterte er: „Ich sterbe heute oder spätestens morgen. Die Preußen und Russen sind uns deutlich überlegen. Sie werden keinen von uns verschonen. Da will ich mir

Jocelyn Garber

den Weg ins Himmelreich ebnen." Er sah mich kummervoll an. Sein erneuter Blick ließ mein Herz schneller schlagen.

„Das ist Ihnen gewiss." Voller Demut griff ich nach seiner Hand und drückte sie dankbar an meine Lippen und erneut versank ich in seinen Augen. Das Braun war ungewöhnlich. Ein dunkler Nusston, warm und angenehm. Verzückt beobachtete er mich dabei, hielt meinen Blick ebenso atemlos fest. Sein Blick streifte meine Lippen, als ich flüsterte: „Ich danke Ihnen, Herr. Gott wird Ihnen diese Güte vergelten."

„Schließen Sie mich heute in Ihre Gebete ein", flüsterte er und wollte sich bereits abwenden, doch etwas in mir wollte meinen Lebensretter nicht so einfach von dannen ziehen lassen. Ich griff erneut nach seiner Hand.

„Dafür brauche ich Ihren Namen."

Verwundert hielt er inne und blickte auf meine Hand, die winzig wie die eines Kindes die seine umklammert hielt. Im ersten Moment fürchtete ich fast, dass ich zu weit gegangen sein und ihn verärgert haben könnte, doch da schob sich ein Lächeln über sein Gesicht- so traurig und hoffnungslos, dass ich es kaum ertrug.

„Lieutenant Nicholas de Lohnois, Mademoiselle. Leben Sie wohl." Er musterte mich noch ein allerletztes Mal, drückte meine Finger, dann wandte er sich ab und eilte mit hängenden Schultern davon.

Und ich? Mir blieb nichts anderes, als ihm „Gott segne Sie, Lieutenant!", hinterherzurufen, ehe er um eine Hausecke verschwand- bereit seinem Schöpfer gegenüberzutreten.

Jocelyn Garber